

Glauben Christen und Muslime an denselben Gott?

Theologie in Interaktion

Glauben Christen und Muslime an denselben Gott? Eine solche Frage sollte nicht die christliche Stimme allein beantworten. Man müsste sonst ja *über* die anderen sprechen. Natürlich könnten wir referieren, was Musliminnen und Muslime im Laufe der Jahrhunderte dazu gesagt haben, aber damit trieben wir noch keine Theologie. Wer Theologie treibt, trägt ja in einem je neuen Zusammenhang die *eigene* Glaubensstradition neu vor. Nun war auch der Zusammenhang für die folgenden Zeilen neu: Ich diskutierte darüber zum ersten Mal mit einer islamisch-theologischen Kollegin. Allerdings war mit meinen Worten die Debatte nicht beendet, sondern erst eröffnet. Mira Sievers (Hamburg) behandelte dieselbe Ausgangsfrage wie ich; und anschließend kamen wir ins Gespräch: miteinander und mit dem Publikum, das dazu ins Kölner Domforum gekommen war.

Gerade wenn Theologinnen und Theologen ihren Glauben in jedem Lebens- und Arbeitszusammenhang neu zur Sprache zu bringen haben, sollten sie den eigenen Kontext zunächst auch tatsächlich zu beschreiben versuchen. Damit beginnen wir.

1 Kontext

In unserem Fall ist der gegenwärtige Kontext unter dreierlei Rücksicht in den Blick zu nehmen: Wir treiben Theologie in einem nicht selbstverständlichen *Rechts-* und *Kulturrahmen*, und wir wollen tatsächlich *Theologie* treiben.

Zum Rechtsrahmen gehört, dass uns Wissenschafts-, Bekenntnis- und Religionsfreiheit gewährt ist. Das gilt durchaus nicht in allen Ländern unserer Tage. Blicken wir zweitens auf unseren Kulturrahmen, so sehen wir, dass wir in einer Epoche reden dürfen, in der es an Universitäten hierzulande Theologie gibt – als ordentliches Fach mit Traditionen, Institutio-

nen, Personal und Methodologien; und inzwischen nicht nur in christlich-konfessioneller Vielfalt. Vielmehr gibt es dankenswerterweise auch so etwas wie jüdische und islamische deutschsprachige Universitätstheologie. Für die Frage nach dem Kulturrahmen hat dies viererlei zur Folge:

(1) Ich habe als christlicher Theologe mittlerweile islamisch-theologische Gesprächspartnerinnen und -partner, die sehr ähnliche Vorstellungen davon haben, was Wissenschaft ist und was vernünftig nachvollziehbare Begründungen sind; wir reden auf *Augenhöhe*. (2) Mehr noch, es konnten sich kollegiale *Freundschaften* herausbilden, in denen wir das Denken der anderen auch in seinen Erfahrungs- und Entscheidungszusammenhängen, ja in ihrer religiösen Praxis erleben dürfen. (3) Gerade dies aber bedeutet auch, dass wir in *professioneller Interaktion* leben und scharf benennen können, wo Unterschiede und Uneinigkeit liegen, ohne fürchten zu müssen, damit das Gegenüber ungebührlich zu verunsichern oder gar zu verletzen. (4) Schließlich aber ist mitzusehen, dass unser Kontext doch keine völlige Gleichberechtigung hergestellt hat, und dies nicht nur wegen der Mitgliederzahlen, gesellschaftlicher Vorurteile oder politischer Parolen, sondern auch, weil die islamische Seite ihre Tradition erst seit wenigen Jahren in einer Sprache auszudrücken versucht, deren *Vokabular* epochenlang vom christlichen Glauben mitgeprägt wurde.

In diesem Rahmen nun treiben wir Theologie. Theologie – was ist das genau? Sie ist mehr als Denken über Religiöses: Theologie gehört zu einer bestimmten *Zeugniskommunität*. Sie nennen wir im Falle der christlichen Theologie „die Kirche“. Diese Zugehörigkeit verlangt allerdings nicht, dass die Theologie einfachhin das Sprachrohr ihrer Glaubensgemeinschaft wäre. Es gehört vielmehr zum Leben einer Religion in der Geschichte, dass sich Gemeinschaft und Wissenschaft aneinander reiben. Ja, sie sollen einander befragen. Auch hier ist ein immer weitergehender Dialog nötig. Sonst verliert die Glaubensgemeinschaft ihre Lebendigkeit – und ebenso die Theologie.

Wie die Theologie nicht bloß das Sprachrohr der Glaubensgemeinschaft ist, so ist sie erst recht nicht die Statistik der Glaubenden. Wenn ich also als christlicher Theologe die Frage beantworten will, ob Christen und Muslime an denselben Gott glauben, dann beginne ich nicht mit einer Befragung derer, die sich Christinnen und Christen nennen, und lege ihre Antworten dann neben eine ähnliche Bestandsaufnahme über Musliminnen und Muslime. Als Theologinnen und Theologen versuchen wir nicht

nur, Vorstellungen von Gläubigen zu beschreiben, sondern die Frage zu beantworten: Was soll unsere Gemeinschaft bezeugen?

2 Die Frage

In der Frage, ob Christen und Muslime an denselben Gott glauben, stecken genau besehen drei Fragen. „An Gott glauben“, das ist ja dreierlei. Kurz gesagt, sind damit nämlich der *Gottesbegriff*, die *Gottesbeschreibung* und die *Gottesbeziehung* angesprochen. Wir sollten uns daher drei unterschiedlichen Untersuchungen stellen. Wir sollten nämlich islamischer- und christlicherseits sowohl beantworten: *Was ist das – Gott?*; also auch: *Wie ist er – Gott?*, und schließlich: *Wie ist das – mit Gott leben?* Gehen wir es an.

2.1 Glauben wir an denselben? – Gottesbegriff

Glauben Christen und Muslime an denselben Gott? Wenn wir mit unserer Ausgangsfrage den Gottesbegriff in Christentum und Islam ansprechen, können wir katholischerseits eine klare Antwort geben. Sie konnte im Grunde seit Jahrhunderten gegeben werden, aber da sie auf Latein zur Sprache gebracht worden war, blieb sie immer erschütterbar. Papst Gregor VII. schrieb schon 1076 an einen muslimischen Emir, dass beide Glaubensgemeinschaften *unum Deum* anbeten (*Patrologia Latina* 148,451); und das II. Vatikanische Konzil erkannte 1965 an, dass die Muslime *unicum Deum* anbeten (*Nostra aetate* 3). Ja, bereits im Vorjahr lautete die Konzilsformel, sie beten *unicum Deum* „mit uns“ an (*Lumen gentium* 16). Da es jedoch auf Latein bekanntlich keinen Artikel gibt, konnten Skeptiker immer noch sagen: „ein Gott“ und sogar „einziger Gott“ – das bedeute, Muslime und Christen beten *jeweils* „einen“ Gott an, *jeweils* einen „einzigen“, aber eben je verschiedene. Dieser verengten Lesemöglichkeit erteilte Papst Johannes Paul II. endgültig eine Absage, als er 1985 muslimischen Jugendlichen in Casablanca auf Französisch – in Marokko gut verständlich – zurief: „*Chrétiens et musulmans, nous avons beaucoup de choses en commun [...]. Nous croyons au même Dieu, le Dieu unique, le Dieu vivant, le Dieu qui crée les mondes et porte ses créatures à leur perfection.*“ Also: „Als Christen und Muslime haben wir viele Gemeinsamkeiten [...]. Wir glauben an denselben Gott, den einzigen Gott, den lebendigen Gott,

den Gott, der die Welten erschafft und seine Geschöpfe zu ihrer Vollendung führt“ (Casablanca, 19. August 1985; man könnte außerdem daran erinnern, dass nicht nur Muslime, sondern auch arabischsprachige Christen das Wort „Allah“ verwenden, wenn sie von Gott oder zu Gott sprechen).

So kommen wir bereits zu einem ersten Ergebnis. Glauben Christen und Muslime an denselben Gott? Sofern man mit der Frage wissen will, ob wir denselben Gottesbegriff haben: Ja. Denn wir können sagen: Islam und Kirche – beide meinen mit „Gott“ den, der Ursprung, Herr und Ziel von allem ist. Das ist jedoch nur ein erster Teil der Antwort.

2.2 Glauben wir an denselben? – Gottesbeschreibung

Gott beschreiben? Genügt denn unsere Erkenntnisfähigkeit, so eingeschränkt sie bekanntlich ist, um treffend zu sagen, wie Gott ist? Und: Genügt denn unsere *Sprache*, die doch Irdisches zu benennen gewohnt ist, um angemessen von Gott zu reden? Solche berechtigten Zweifel äußern christliche und islamische Theologie seit Langem. Christlicherseits kann man sagen: Wir können Gottes Eigenschaften mit unserer Sprache deshalb zum Ausdruck bringen, weil Gott sich in der irdischen Wirklichkeit selbst zu erkennen geben will und es auch schon getan hat. Deshalb können wir seine Weisheit, Macht und Güte erkennen, anerkennen und benennen. Wir behaupten damit aber nicht, dass wir ihn nun so genau kennen, dass wir sein zukünftiges Handeln vorhersagen könnten. Dennoch: Er hat sich uns als weise, mächtig, gütig gezeigt, und wir dürfen uns darauf verlassen, dass er wirklich mächtig, weise und gütig ist. Das heißt, wir dürfen uns auch darauf verlassen, dass solche Eigenschaftszuschreibungen, obwohl aus irdischen Wörtern gebildet und obwohl von uns nie ganz verstanden, sein Wesen und Handeln zutreffend benennen.

Fragen wir also nochmals: Glauben wir an denselben Gott? Hat er christlich und islamisch dieselben Eigenschaften? Seine Eigenschaften zählen die christliche und die islamische Tradition in Listen von sogenannten „Namen“ auf. Das tun auf christlicher Seite etwa Origenes († 254) und Pseudo-Dionysios Areopagita (5./6. Jahrhundert) oder die – fast durchweg koranischen – „99 schönsten Namen Gottes“, die man in der muslimischen Frömmigkeit rezitiert und in der islamischen Theologie reflektiert. Die christliche Theologie kann nun feststellen: Was der Islam in seiner Liste als Gottesnamen aufzählt, kann man auch biblisch nachweisen. Umge-

kehrt lassen sich die Eigenschaften, die die erwähnten christlichen Autoren nennen, islamischerseits mitsprechen. Allerdings wird man nun einschränken: Zwar sagt man auf islamischer wie christlicher Seite, dass Gott „barmherzig“ ist. Doch was man unter seiner Barmherzigkeit versteht, ist nicht dasselbe. Der christliche Glaube kann beispielsweise unterstreichen, dass Gottes Barmherzigkeit auch darin besteht, dass er Menschen barmherzig *macht*. Auf solche Nachschärfungen kann die islamische Seite allerdings dann wiederum eingehen und feststellen, dass dies zwar bisher nicht im Vordergrund des eigenen Barmherzigkeitsverständnisses stand, aber doch im Sinne der Tradition heute islamischerseits ebenfalls gesagt werden kann oder sogar muss. Man sieht: Die Frage, ob sich islamischer und christlicher Glaube über Gottes Eigenschaften einig oder uneins sind, lässt sich nicht entscheiden. Die Frage führt auf den falschen Weg. Nochmals: Glauben wir an denselben Gott? Wenn wir damit nach seinen Eigenschaften, seiner „Beschreibung“ fragen, bleibt die Antwort notgedrungen unklar. Denn wir sprechen ihm gleiche Eigenschaften zu, sind uns aber nicht sicher, ob wir damit wirklich dasselbe meinen.

2.3 Glauben wir an denselben? – Gottesbeziehung

Der christliche Glaube versteht seine Gottesbeziehung von einem bestimmten Punkt aus; ja, man könnte so weit gehen, zu sagen, der christliche Glaube versteht *alles* von einem Punkt aus: Alles beginnt mit „Ostern“. Ohne Ostern wäre die christliche Bewegung undenkbar. Ostern ist der entscheidende Blickwechsel. Man kann sich vorstellen, wie die Anhänger Jesu mit schweren Augen den Rückzug angetreten hatten: Der, auf den sie gesetzt hatten, war wie ein Verbrechersklave hingerichtet worden. Der, von dem sie gehofft hatten, er bringe die Wende, war einen schmachvollen Foltertod gestorben. Jesus mit seinen großen Verheißungen, dass mit ihm Gottes neue Zeit anbreche, hatte nun doch verspottet geendet, als Betrüger entlarvt wie Tausende andere. So schildert uns das Lukasevangelium die Gefühlslage zweier „Jünger“ – das heißt: Schüler – Jesu in den Stunden nach seiner Grablegung. Aber dabei bleibt es nicht (Lukas 24). Plötzlich, erst kaum merklich, beginnt ihr Herz zu brennen. Und dann erkennen sie ihn. Jesus ist neu da – nicht zurückgekehrt wie ein Reanimierter, nicht beängstigend wie ein Untoter, sondern schon völlig vereint mit dem, den er seinen himmlischen Vater nannte, lebendig im Leben Gottes, aber nicht

bloß in der Erinnerung seiner Lieben wie ein verstorbener Freund, an den sie gern denken, sondern als der neu wirkliche, neu wirksame Herr seiner Gemeinde bis zum Ende der Geschichte. Das ist der österliche Blickwechsel. Der gesenkte Kopf wird zum erhobenen Haupt, die Traueraugen zum Lichtblick. Im Licht von Ostern bekommt alles andere Sinn: die Lebensgeschichte Jesu mit seinen Worten und Taten, mit seinem Leiden und Sterben; die Geschichte des Gottesvolkes Israel mit seinem wachsenden Gottesverständnis und seinem ungebrochenen Gottesbund; ja, die ganze Weltgeschichte mit ihren Tiefpunkten und Höchstleistungen, mit ihren Traditionen und Religionen.

Das ist es, was die Kirche vermitteln will. Das ist das Osterzeugnis. Das ist der Ausgangsaugenblick. Das ist der Grund, warum die Christenheit aller Generationen auch vor dem Kopfschütteln vieler Zeitgenossen bezeugt: Jesus ist „wirklich auferstanden“ (Lukas 24,34). Und deswegen sagen Christinnen und Christen: Die Jesusgeschichte ist die größte Quelle von Freude auf Erden. Die Freude ist so tief, dass sie das ganze Leben ergreift und Menschen über ihre Grenzen hinaushebt, über Angst und Egoismus; aber die Freude ist eben deshalb so wirksam, weil sie so weitreichend ist: weil sie den Tod des Todes feiert (vgl. 2 Timotheus 1,10). Das Osterzeugnis ist so ergreifend, weil es nicht aus einer Regelbefolgung kommt – etwa aus Engagement-Aufruf, Meditationstechnik, Gebetsroutine oder Rauschmittelverwendung –, sondern weil es eine einzigartige Geschichte vergegenwärtigt: das Leben Christi.

Wer Jesus als den Durchbruch Gottes erkennt, kann dies mit erstaunlichen Worten ansprechen. Sowie die frühen Christen erkennen, dass mit Jesus tatsächlich die alles entscheidende Wende gekommen ist, sagen sie zu Jesus: „Messias“ (Christus); sowie sie erkennen, dass mit ihm die heilende, sinngebende, erfüllende Wirklichkeit Gottes da ist, dass ihnen mit ihm jetzt nichts mehr wirklich Entscheidendes fehlt, kann ein Gläubiger zu Jesus „Herr“ sagen, sogar: „mein Herr und mein Gott“ (Johannes 20,28).

Man kann sich nun fragen, warum die frühen Christinnen und Christen ihr Zeugnis nicht vorsichtiger ausgedrückt haben. Wenn sie Jesus Gott nennen, ist dann nicht ein Konkurrent des einen Gottes unterwegs? Die Osternachricht, das Evangelium, die „Frohe Botschaft“ bringt sich von Anfang an in solchen geradezu widersprüchlich klingenden Formeln zur Sprache: gekreuzigter Messias, wahrer Mensch und wahrer Gott (1 Korinther 1,23; Konzil von Chalkedon 481). Auch die ersten Hörerinnen und Hörer empfanden dies als anstößig, als „*skandalon*“, als Anstoß, der einen stol-

pern lassen kann, der einen dazu bringen kann, sich kopfschüttelnd abzuwenden – aber auch als Anstoß, alle Wirklichkeit in neuem Licht zu sehen. Das Evangelium ist insofern „anstößiger“ Trost. Schon die frühen Christinnen und Christen nannten Jesus das „Mysterium“ Gottes. Damit sagten sie aber nicht: Du musst es schlucken, du musst es glauben, du darfst nicht weiterdenken und fragen. Nein: Mysterium ist Christus, weil man das, was mit ihm geschehen und geschenkt ist, zwar nie vollends erfasst hat, es aber immer tiefer verstehen lernen und es feiern kann, ähnlich wie die „Mysterien“ spätantiker Kulte.

Im Osterlicht erkennt die Christenheit alles neu. Derselbe Gott, von dem schon das Volk Israel Zeugnis gibt, zu dem Jesus selbst gehört, hat sich in seiner Geschichte neu erkennbar gemacht. Jetzt verstehen die Christen auch die Jesusgeschichte immer besser. Jesus hat zu Gott gebetet und ihn „Vater“ genannt – in Jesu Muttersprache, dem Aramäischen: *Abba*. Jesus ermutigt auch die Seinen, selbst Gott „Vater“ zu nennen. Gott, der Vater ist, klammert nicht besorgt an seiner Ehre; vielmehr schenkt er sie liebend gern Christus. In biblischer Sprache heißt das: Der Vater „verherrlicht“ den Sohn (Johannes 8,54). Das bedeutet: Der Gott Israels, der Schöpfer, Herr und Ziel von allem ist, hat Freude daran, wenn Menschen zu Jesus „Gott“ sagen. Denn der Vater kommt im Sohn zur Erfüllung. Nur in Jesus? Jesus ist so auferstanden, dass er zugleich ganz bei seinem Vater ist *und* in seiner Gemeinde selbst erlebbar ist, weiter am Werk ist. Daher ist Gottes Weisheit und Macht in Christus am dichtesten, am deutlichsten, am ergreifendsten erfahrbar. Doch auch in allen Geschöpfen kann man etwas von Gottes eigener Herrlichkeit erfahren. Deshalb kann man auch Menschen, sogar Dinge und Beziehungen „heilig“ nennen. Sie sind *dann* umso mehr heilig, je mehr sie uns dazu befreien, über unsere Kleinlichkeit, Ängstlichkeit und Selbstverfangenheit hinauszukommen und wirklich mutig Liebende zu werden. So kommt der Vater auch in seinen Geschöpfen zur Erfüllung. Aber „Gott“ nennen wir die Geschöpfe nicht. „Gott“ sagen wir zu dem, der Schöpfer und Vollender aller Geschöpfe ist, den Israel uns als den Herrn der Geschichte bezeugt und den Jesus uns als Vater zeigt; „Gott“ sagen wir zu Jesus, weil uns mit ihm die Gegenwart Gottes definitiv geschenkt ist; „definitiv“ heißt: In ihm erhellt sich der Sinn und bleibende Wert von allem. Wir sagen auch bewusst nicht, dass Jesus etwas weniger Gott ist als der Vater. Sonst würden wir nämlich andeuten, dass uns in Gemeinschaft mit Jesus noch etwas fehlt an Gottes Fülle, dass es noch einen zusätzlichen Weg, einen weiteren Maßstab für das Lebensentscheidende gäbe.

Die Kirche der Antike wurde sich dann auch darüber klar, wie richtig und wichtig es ist, die Gemeinschaftserfahrung mit Christus in jeder späteren Generation als genauso heilsam und heiligend anzuerkennen wie die der frühesten Christinnen und Christen. Das ist der Grund, warum die Christenheit darauf bestand, auch den „Geist“ nicht nur göttlich zu nennen, sondern wirklich „Gott“, ohne Abwertung. So nennen wir den Schöpfer, Christus und den Geist „Gott“. Jesus und sein Geist heute bringen uns nicht weg vom himmlischen Vater, schmälern seine Ehre nicht, im Gegenteil. Christinnen und Christen bekennen vielmehr: Der Geist, der sie bewegt, ist „der Geist, in dem wir rufen: Abba, Vater“ (Römer 8,15). Paulus nennt hier den himmlischen „Vater“ zunächst auf Aramäisch: in der Sprache Jesu, also seinetwegen und mit ihm.

Wenn man Vater, Christus, Geist nun durchzählt, als hätte man Einzelgeschöpfe vor sich, dann kommt man auf „drei“; und deswegen spricht man von Dreieinigkeit – oder seit Meister Eckhart († 1328) im Deutschen von „Dreifaltigkeit“. Bei der Dreifaltigkeits-theologie geht es aber darum: zu bezeugen, dass uns für unsere Gemeinschaft mit Gott in der Christuserfahrung schon alles Entscheidende geschenkt ist. So können wir teilnehmen an Gottes ewigem Leben: an diesem gegenseitigen hochachtungsliebvollen Leben. Mehr als einen einzigen Gott, den Schöpfer und Vollender von allem, wollten die Christen nie anerkennen. Um zu zeigen, dass der christliche Glaube ein Eingottglaube ist, kamen dann neue, widersprüchlich klingende Formeln hinzu, etwa die, dass drei einer sind.

3 Ergebnis

Wir können also sagen, dass sich Christen und Muslime im Gottesbegriff einig sind: Was ist das – Gott? Wir meinen beide den Schöpfer, Herrn und Vollender der Geschichte. Wir fragen nach demselben. Fragen wir dann allerdings nach, wie Gott ist, kommen wir nicht weiter, weil wir dieselben Eigenschaftswörter verwenden, aber nicht sicher sind, ob wir dasselbe damit meinen. Bleibt die Frage, wie das ist, mit Gott zu leben, wie sich die Gottesbeziehung gestaltet. Da gehen wir Christinnen und Christen nun vom „österlichen Blickwechsel“ aus und können daher sagen: Hierin sind sich Islam und Christentum grundverschieden. Was folgt daraus? Drei Thesen lassen sich abschließend formulieren:

Weil wir denselben Gott verehren wollen, lohnt sich der Dialog. Gerade weil wir dieselbe Frage stellen (wie wir in Beziehung mit dem Ursprung, Herrn und Vollender der Welt leben können), ist es interessant, uns mit anderen zusammenzusetzen und uns mit ihrer Sicht auseinanderzusetzen. Wir können von *unserer* Antwort auf diese religiöse Grundfrage überzeugt sein und dürfen durchaus versuchen, andere davon zu überzeugen. Wir müssen hierin keinen Kompromiss finden. Dialog muss nicht dazu da sein, sich in den theologischen Grundfragen zu einigen. Wir wollen aber das Verschiedene auch nicht einfach vergleichen. Wir wollen uns befragen, müssen einander infrage stellen und uns infrage stellen lassen. Das ist theologisch hochinteressant und -relevant. Hier wird Theologie zur Interaktion. Doch es bleibt nicht bei der Theologie.

Weil wir gleiche Eigenschaftswörter verwenden, aber möglicherweise anderes damit meinen, ist das Religionsgespräch theologisch produktiv. Denn wir beginnen dann, vertraute Begriffe schärfer zu fassen, können aber gelegentlich auch sich neu zeigende Unterschiede mittels einer Neubefragung unserer Eigentraditionen als Scheinunterschiede erweisen.

Weil wir die Gottesbeziehung anders leben, ist gemeinsame Weltgestaltung Zeugnis. Dass wir uns in einer theologischen Grundfrage uneins sind, verhindert ein islamisch-christliches Zusammenwirken nicht. Das Ziel, mit Gottes Hilfe eine gerechtere, solidarischere Gesellschaft entstehen zu lassen, die die gleiche Würde jeder Person anerkennt, teilen sehr viele muslimische und christliche Mitmenschen. Hier können wir über die Koexistenz hinauskommen – über ein Nebeneinander – zur Kooperation, zum Zusammenwirken. Aber gerade weil wir uns durchaus nicht in allen Glaubensfragen einig sind, ist unser Zusammengehen Schulter an Schulter kein theokratischer Schulterschluss, keine autoritäre Übergriffigkeit für die, die es wieder anders sehen. So, wenn Menschen unterschiedlicher religiöser Überzeugung zusammenwirken, kommen Religionen zu dem, was sie eigentlich sein sollen: Weltgestaltung nicht in der Weise der Durchsetzung, sondern im Bewusstsein, dass in manchen Fragen Uneinigkeit bestehen bleibt und wir trotzdem, in der Verschiedenheit, gut, ja besser zusammenwirken können. Religionen sind ja dann bei ihrem Eigentlichen, wenn sie, motiviert und orientiert von ihren Grundüberzeugungen, die Welt mitgestalten; wenn sie aber diese Grundüberzeugung niemandem aufzwingen, sie vielmehr den Menschen anbieten, sozusagen vor sie in anerkannter Freiheit hinlegen. Dann sind Religionen bei ihrem Eigentlichen. Denn Religionen sind Weltgestaltung in der Weise des *Zeugnisses*.